

**HEYNE <**

## Das Buch

Scorpion, Exagent und freischaffender Vollstrecker, jagt einen Feind ohne Gesicht... Eine schwerbewaffnete Spezialeinheit überfällt die amerikanische Botschaft in der Schweiz und entwendet hochbrisante Geheimdaten. Die CIA wendet sich an die tödlichste Waffe, die einst für sie arbeitete: Scorpion. Doch Scorpion weigert sich, für den Geheimdienst zu arbeiten – bis er erfährt, dass die geklauten Daten seine wahre Identität enthüllen können: »Der Gärtner«, einer der weltweit gefährlichsten Terroristen, will seinen Kopf...

## Der Autor

Andrew Kaplan, ehemaliger Journalist und Kriegsberichterstatter, hat bereits mehrere internationale Bestsellerromane verfasst. Er diente sowohl in der U.S. Army als auch in der Israelischen Armee, wo er als Analytiker im Militärgeheimdienst tätig war. Die CIA wollte ihn mehrmals rekrutieren. Mit der *Scorpion*-Serie wird er in Amerika als Erneuerer des Blockbuster-Politthrillers gefeiert. Kaplan lebt mit seiner Familie in Südkalifornien.

## Lieferbare Titel

*Homeland: Carries Jagd*

*Scorpion: Angriff*

*Scorpion: Anschlag*

**ANDREW KAPLAN**

**SCORPION**  
**VERRAT**

Thriller

*Aus dem Amerikanischen*  
*von Norbert Jakober*

WILHELM HEYNE VERLAG  
MÜNCHEN

Die Originalausgabe *Scorpion Deception* erschien 2013  
bei Harper Collins, New York

Der Verlag weist ausdrücklich darauf hin, dass im Text  
enthaltene externe Links vom Verlag nur bis zum Zeitpunkt  
der Buchveröffentlichung eingesehen werden konnten.  
Auf spätere Veränderungen hat der Verlag keinerlei Einfluss.  
Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

Vollständige deutsche Erstausgabe 11/2016  
Copyright © 2013 by Andrew Kaplan  
Copyright © 2016 der deutschsprachigen Ausgabe  
by Wilhelm Heyne Verlag, München,  
in der Verlagsgruppe Random House GmbH,  
Neumarkter Str. 28, 81673 München  
Redaktion: Catherine Beck  
Umschlaggestaltung: Nele Schütz Design unter Verwendung  
von © Shutterstock Juan Carlos Zamora, bibiphoto  
Satz: Uhl + Massopust, Aalen  
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck  
Printed in Germany

ISBN: 978-3-453-41900-1

[www.heyne.de](http://www.heyne.de)

*Für meine verstorbenen Eltern  
Rose und Joseph Kaplan.  
Möge ihr Andenken ein Segen sein.*



»Jede Kriegsführung beruht auf Täuschung.«

Sun Tsu





# PROLOG

## *Khorramshahr, Iran*

1986

Der Junge war der Nächste, den sie erschießen würden. Er war dünn, dunkelhaarig, etwa sieben und klein für sein Alter. Jünger als die anderen Jungen der Basij-Miliz, die sich freiwillig für die Front gemeldet hatten. Sie waren in Schulen und auf Spielplätzen rekrutiert worden, um *Shahidin* zu werden. Märtyrer. Es gab nicht genug Waffen und Munition für die iranischen Streitkräfte im Kampf gegen den Irak. Die Jungen der Basij wurden unbewaffnet eingesetzt, damit sie die Minenfelder mit ihren Körpern räumten und den Weg bereiteten für die iranische Armee und die Soldaten der Revolutionsgarde, die »Pasdaran«. »Saddam Hussein hat Artillerie – der Iran hat Männer«, sagten die Ayatollahs.

Doch die Jungen, die hier an die Wand gestellt wurden, waren weggelaufen, als der Feind das Feuer eröffnet hatte und die ersten Minen explodiert waren. Man hatte sie zum Parkplatz einer Lagerhalle beim Hafen gebracht, um sie wegen Feigheit hinzurichten. Die Ziegelmauer des Lagerhauses und der Beton davor waren voller Blutflecken und von den Spuren der Kugeln übersät.

Die Hinrichtungen waren schon fast eine Stunde im Gange, als der Junge an der Reihe war. Da er so klein war, wurde

Ziba, die Frau des Pasdaran-Kommandanten, auf ihn aufmerksam. In ihrem schwarzen Tschador wurde sie häufig bei diesen Exekutionen gesehen. Die Soldaten der Revolutionsgarde nannten Ziba nur noch »Mutter Tod«. Sie sagten ihr nach, dass ihre Entschlossenheit im Kampf für die Revolution die eines jeden Mannes übertreffe.

»Warum ist der Junge hier?«, fragte sie. »Er ist zu klein für einen *Shahid*.«

Ihr Mann konsultierte die Liste auf seinem Klemmbrett.

»Er ist ein Yahud.« Ein Jude. »Aus Isfahan.«

Erst kürzlich waren mehrere Juden in Isfahan hingerichtet worden, die für Israel spioniert hatten. Bestimmt hatte es auch die Eltern dieses Jungen erwischt. Jammerschade, dachte sie. So ein hübscher kleiner Kerl mit seinen schönen braunen Augen. Irgendetwas in diesen Augen ließ sie nicht los. Der Junge erinnerte sie an ihren Sohn Rahim. Zwei Pasdaran-Soldaten packten den Kleinen und führten ihn zur Wand. An die vierzig Leichen waren dort bereits aufgestapelt wie Holz. In der heißen Sonne machte sich längst ein übler Geruch bemerkbar.

Plötzlich begannen die Sirenen zu heulen, gefolgt vom durchdringenden Pfeifen einer irakischen Artilleriegranate.

»Feindlicher Angriff! In Deckung!«, rief jemand, ehe eine donnernde Explosion die Luft zerriss. Alle rannten los.

Am Hafen gab es einen Luftschutzraum, doch der Angriff war zu überraschend gekommen, um sich in den sicheren Bunker zu flüchten. Während Ziba zur Mauer rannte, um hinter ihr Schutz zu suchen, hörte sie bereits das Heulen einer weiteren Granate, so deutlich, als würde das Geschoss direkt über ihr niedergehen. »*Allahu akbar!*« Gott ist groß!, war ihr einziger Gedanke, ehe die Granate auf dem Parkplatz explo-

dierte, zwei Gefangene tötete und den Rest in blinder Panik flüchten ließ. Die Wucht der Explosion riss sie von den Beinen, und sie roch den Sprengstoff und spürte den heißen Wind auf der Haut. Als sie sich aufrappelte und zum Lagerhaus lief, stieß der kleine jüdische Junge gegen sie.

Sie hielt ihn fest. Er versuchte nicht wegzurennen. Sah sie einfach nur an mit seinen großen braunen Augen. In diesem Moment tat sie etwas, das sie sich selbst nicht erklären konnte. Vielleicht weil die Granate sie um ein Haar getötet hätte. Oder weil vor der Revolution ihre beste Freundin in der Schule, Farisa, auch Jüdin war. Sie fasste den Jungen am Arm und lief mit ihm vom Parkplatz. Aus dem Augenwinkel bemerkte sie, dass ihr Mann ihr verwundert nachsah. Sie lief weiter.

Überall lagen Menschen auf der Straße, manche verletzt, andere mit den Händen über dem Kopf. Einige versuchten, im Lagerhaus Schutz zu finden. Wieder heulte eine Granate über sie hinweg und schlug in ein Haus an der Straße ein, die zum Hafen führte. Ziba warf sich auf den Boden und zog den Jungen nach unten. Sie spürte sein Zittern, während um sie herum die Trümmer herabregneten. Sie lagen auf der Straße und warteten auf das nächste Geschoss, das sie vielleicht auslöschten würde. War es eine Sünde, was sie tat?, fragte sie sich.

Die nächste Granate explodierte nahe der Bulwar-Straße beim Hafen. Als Frau kannte sie den Koran nicht so gut, wie ihn ein guter Muslim kennen sollte, doch sie glaubte sich an ein Wort des Propheten – Friede sei mit ihm – zu erinnern, dass es gut sei, Waisenkindern zu helfen. Sie hatte von den Hinrichtungen in Isfahan gehört. Zwei jüdische Frauen waren wieder und wieder vergewaltigt und dann getötet worden. Die Männer, diese zionistischen Spione, hatte man zwischen

Lastwagen angekettet und buchstäblich in Stücke gerissen. Sie betrachtete den Jungen. Konnte es sein, dass er solche Dinge hatte mit ansehen müssen?

*O Allah*, dachte sie, *du verlangst viel von uns*. Sie fragte sich, ob sie einfach weggehen und ihn sich selbst überlassen sollte. Wenn sie ihn zum Lagerhaus zurückbrachte oder hierließ, würde er mit Sicherheit sterben. Eine Granate detonierte weiter vorne an der Straße. Eine zweite Explosion war deutlich lauter und näher, keine hundert Meter entfernt. Die nächste Granate würde direkt über ihnen niedergehen. Sie vergrub den Kopf unter den Armen, in der Gewissheit, dass sie jeden Moment sterben würde. Der Junge kauerte neben ihr. Sie wartete mit angehaltenem Atem, die Nerven zum Zerreißen gespannt.

Nichts geschah.

Es kam keine Granate mehr. Ziba blickte sich um. Die Leute rappelten sich auf, und sie stand ebenfalls auf und zog den Jungen hoch. Was sollte sie tun? Sie hatte keine Ahnung, warum sie ihn gerettet hatte. Was war bloß über sie gekommen? Was sollte sie ihrem Mann erzählen? Der Junge wirkte so klein und zerbrechlich, wie er da vor ihr stand, kaum größer als Rahim.

Irgendetwas musste sie tun. Die Leute gingen oder rannten weg, viele schauten besorgt nach Westen zur irakischen Front. Der Beschuss konnte jeden Moment wieder einsetzen. Ziba nahm den Jungen an der Hand und ging los. Sie erinnerte sich an die Synagoge, die es vor der Revolution ein paar Straßen weiter gegeben hatte. Sie ging schnell und zog den Jungen mit sich.

»Wie heißt du?«, fragte sie ihn.

Er sah sie nur schweigend an. War er stumm? Oder traumatisiert? Zurückgeblieben konnte er jedenfalls nicht sein, dafür wirkten seine Augen zu intelligent. Vielleicht war für Allah sein Name unwichtig.

Sie bog um die Ecke und sah die alte Synagoge, oder was von ihr noch übrig war. Alle Gebäude in der Stadt zeigten Spuren der Kämpfe, doch dieses war nur noch eine Ruine mit großen Löchern in den Mauern und im Dach. Jemand hatte die Worte *Marg bar Esra'il* an die Tür gemalt. Nieder mit Israel. Sie klopfte an und wartete.

Nichts geschah. Sie klopfte noch einmal.

In dem Haus neben der Synagoge wurde eine kleine Tür geöffnet. Es sah aus wie ein Geschäft, in dem schon lange nichts mehr verkauft wurde. Ein grauhaariger Mann trat heraus. Er trug eine ramponierte Anzugjacke und eine Kippa auf dem Kopf.

»*Salam*. Kann ich etwas für Sie tun, *Khanum*?«, fragte der Mann.

»Hier.« Sie schob ihm den Jungen hin. »Er ist ein Yahud aus Isfahan. Wenn Sie ihn nicht aufnehmen, wird er hingerichtet.«

Der Mann musterte sie. Der Junge blickte zu Boden und schwieg. Ziba drehte sich um und ging. Sie fragte sich, ob der Junge oder der Mann ihr nachrufen würde, doch sie hörte nur das Scharren ihrer Schuhe und sah nur ihren Schatten, den die Sonne auf den Gehsteig warf. An der nächsten Ecke blickte sie zurück. Die Straße war leer. *Diese Juden*, dachte sie. *Sie kümmern sich umeinander. Da können wir von ihnen lernen.*

Sie sah den Jungen nie wieder.

Die Juden benötigten zwei Wochen, um den Jungen, den sie Davud nannten, von Khorramshahr nach Täbris zu bringen. Mithilfe kurdischer Schmuggler gelangte er über die Berge nach Mossul im kurdischen Norden des Irak, und von dort in die Türkei. In Diyarbakir verschaffte ein jüdischer Geschäftsmann dem Jungen falsche Papiere, mit denen er von Istanbul nach Tel Aviv fliegen konnte.

Der Junge traf um zwei Uhr nachts allein auf dem Flughafen Ben Gurion ein. Als er als Letzter ausstieg, hatten die meisten Passagiere bereits den Flugsteig verlassen. Erwartet wurde er von einem korpulenten iranischen Juden im mittleren Alter namens Shlomo, der für die Einwanderungsagentur Sochnut arbeitete.

Als Shlomo ihn allein im Flughafengebäude stehen sah, in kurzer Hose und T-Shirt, mit nichts als seinen Papieren in der Hand, ging er vor ihm in die Knie und legte ihm die Hände auf die Schultern.

»Du bist in Israel«, sagte er in Farsi. »Hier bist du in Sicherheit.«

Der Junge sprach zum ersten Mal, seit er mit angesehen hatte, wie seine Eltern in Isfahan ermordet worden waren.

»Ich will nicht in Sicherheit sein.«

# 1

## **Region Shabelle, Somalia**

### **Heute**

»*Kata'labu.*« Ich will, dass du ihn tötetest, forderte Khalaf den Amerikaner auf Arabisch auf.

Khalaf stand hinter Dowler und setzte dem britischen Entwicklungshelfer sein langes rasiermesserscharfes *Belawa*-Messer an die Kehle. Dowler kniete im Sand, die Hände hinter dem Rücken gefesselt, das Gesicht von Brandwunden übersät, die man ihm mit einer Zigarette zugefügt hatte. In seinem verwirrten Blick spiegelten sich die Angst und das ungläubige Staunen eines Menschen, dem bewusst war, dass er gleich sterben würde.

*Du aufgeblasener Schwachkopf*, dachte der Amerikaner mit dem Decknamen »Scorpion«.

»Nein. Du willst seinen Tod, dann tu es selbst«, erwiderte Scorpion auf Fusha, wie Hocharabisch genannt wurde.

»Töte ihn, sonst töten wir dich«, knurrte Khalaf drohend und deutete auf einen seiner Kämpfer der al-Shabaab-Miliz. Der Mann setzte Scorpion die Mündung seiner AK-47 an den Kopf, den Finger am Abzug.

»Ich dachte, wir haben *shah hawaash*«, betonte Scorpion und meinte damit »unerledigte Geschäfte«. Er deutete auf die Decke im Schatten einer Kunststoffplane, auf der Tee, Brot

und Datteln bereitstanden. »Der Tee ist noch heiß«, erinnerte er Khalaf an die in Somalia übliche Höflichkeit gegenüber einem Gast.

»Warum nicht?« Khalaf stieß Dowler mit einem Fußtritt in den Sand und trat unter die Plane.

Scorpion setzte sich mit überkreuzten Beinen zu ihm. Direkt gegenüber standen zwei von Khalafs Männern, die Gesichter von karierten Kufiya-Tüchern verhüllt, den Zeigefinger am Abzug ihrer AK-47-Gewehre. Scorpion hielt die Hand nahe der Glock-Pistole, die er in einem unter der Jeans verborgenen Knöchelholster trug.

Sie tranken den mit Kardamom und Zimt gewürzten Tee aus fingerhutgroßen Metallbechern. Es war ein heißer Tag mit einem leichten Windhauch, während hier und da in der Savanne ein Staubteufel wirbelte. In der eintönigen Landschaft sah man nichts als Dornbüsche und in der Ferne einen verkümmerten Akazienbaum. Es hatte in dieser Region Somalias seit sechs Jahren nicht mehr geregnet.

Wie es hierzulande Sitte war, schmatzte Scorpion anerkennend.

»Bringst du die Kinder nach Dadaab?« Khalaf deutete auf den Toyota Pick-up, in dem sechzehn Kinder in der Hitze des Autos zusammengepfercht waren. Scorpion hatte den Wagen vor einer Woche bei einem Händler in Nairobi gekauft. Er hatte die Kinder über die Grenze in das Flüchtlingslager Dadaab in Kenia bringen wollen, als ihn die al-Shabaab-Miliz an einer Straßensperre aufgehalten hatte.

»*Inshallah*«, bestätigte Scorpion. So Gott will. »Wenn es gestattet ist.« Er griff in seinen Rucksack und zog einen Plastikbeutel hervor, der prall gefüllt war mit Kathblättern. Er forderte



die Männer mit einer Geste auf, sich zu bedienen. Im selben Moment war ihm klar, dass er einen Fehler gemacht hatte. Die Augen der drei Männer blieben auf seinen Rucksack geheftet.

Khalaf blickte zum Amerikaner auf, und die beiden Männer musterten einander einen Moment lang. Scheich Mukhtar Ali Khalaf war ein dünner Mann etwa Mitte fünfzig mit kaffeebrauner Haut. Er trug einen *ma'awis*, den somalischen Sarong, und eine traditionelle Mütze, die mit den Farben und dem Muster eines Scheichs des mächtigen Dubil-Clans bestickt war. Der Mann war berüchtigt für die Rücksichtslosigkeit, mit der er seine Feinde bekämpfte. Man hörte Geschichten von Enthauptungen, Folterungen mit Bohrern und Massengräbern. Wer Khalaf begegnet war und das Zusammentreffen überlebt hatte, hielt ihn für einen blutrünstigen Mörder. Eine Meinung, die Dowler, der ein paar Meter entfernt im Sand kniete, zweifellos teilte.

Khalaf nickte, und wenig später kauten sie alle die grünen Blätter, die aufgrund ihrer anregenden Wirkung ein weit verbreitetes Genussmittel in Somalia waren. Die beiden Bewaffneten nahmen die Tücher von ihren Gesichtern, und einer verzog den Mund zu einem angedeuteten Lächeln. *Wir sitzen hier beisammen wie alte Kumpel*, dachte Scorpion, während er die Blätter kaute und sich wie ein kaugummikauender Junge vorkam.

»Der Wegezoll für die Kinder macht zweihundert«, entschied Khalaf.

»Schilling?«, fragte Scorpion. Zweihundert Somalia-Schilling entsprachen in etwa dreißig amerikanischen Cent. Natürlich kein ernstzunehmender Betrag, aber ein Einstieg in die Verhandlungen.

Khalaf lachte, und seine Soldaten lächelten und zeigten ihre halb verfaulten, gelben Zähne, die teilweise mit einer grünen Kathschicht überzogen waren.

»Zweihundert amerikanische Dollar«, erklärte Khalaf.  
»Pro Kopf.«

»Mein älterer Bruder scherzt gewiss.« Scorpion verzog das Gesicht, während er rasch im Kopf rechnete. Er hatte sechzehn Kinder im Wagen. Mehr hatten nicht überlebt von den vierundzwanzig, die er aus der Schule geholt hatte. Khalifs Forderung belief sich auf 3200 Dollar. »Einhundert«, erwiderte er.

»Zwei«, beharrte Khalif mit wachsender Ungeduld. Scorpion war sich nicht sicher, ob der Mann ganz einfach verrückt war, oder ob ihn die Kathblätter aggressiver machten. »Plus tausend für dich und den Wagen.«

»Ich brauche noch Geld, um die Grenzsoldaten zu bestechen«, wandte Scorpion ein.

»Ich kann dich auch gleich töten und alles nehmen, was du in deinem Rucksack hast.« Scorpion sah, wie sich die Finger der beiden Bewaffneten um den Abzug ihrer AK-47 krümmten.

»*Mashi. Mafi mushkila.*« Okay. Kein Problem, stimmte Scorpion lächelnd zu.

Khalaf stand auf.

Es war verdammtes Pech gewesen, dass er in die Straßensperre geraten war, dachte Scorpion und erhob sich ebenfalls. Viel schlimmer noch hatte es Dowler erwischt, den sie vor einigen Tagen gefasst hatten. Dowler war so leichtsinnig gewesen, Lebensmittel nach Mogadischu zu bringen, ohne vorher die örtlichen Stammesführer zu bestechen. Der Engländer

machte Scorpions Lage noch komplizierter, als sie ohnehin schon war. Wenn er versuchte, den jungen Entwicklungshelfer zu retten, würden die Soldaten sie mit hoher Wahrscheinlichkeit beide umbringen. Und dann würden die Kinder mit Sicherheit auch sterben. Einige von ihnen waren ohnehin schon halb tot.

Er musste sich entscheiden. Atmete tief durch und versuchte die Situation abzuschätzen. Es dauerte etwa zweieinhalb Sekunden, das Hosenbein hochzuziehen und die Glock aus dem Holster heraus abzufeuern. Weitere zwei Sekunden, um Khalaf und einen seiner Soldaten auszuschalten. Nicht gut genug. Selbst wenn der andere Kämpfer langsam reagierte, würde er höchstens zwei, drei Sekunden benötigen, um seine AK-47 auf ihn zu richten und abzudrücken.

Es würde nicht funktionieren.

Dennoch – Präzision war nicht unbedingt die Stärke des AK-Gewehrs. Die Glock hingegen verfeuerte ihr Projektil vom Kaliber .380 ohne nennenswerten Rückstoß. Von dieser Seite her waren die Voraussetzungen also günstig. Er warf einen kurzen Blick zum Toyota Pick-up. Der Wagen stand gut sechzig Meter entfernt. Ein guter Runningback im American Football schaffte das in unter acht Sekunden. Er würde mindestens zehn oder elf Sekunden benötigen. Aber was war mit Dowler? Wie schnell konnte er in seinem Zustand laufen? Khalaf hatte an die hundert bis zu den Zähnen bewaffnete al-Shabaab-Kämpfer in der Gegend.

*Sei nicht dumm*, sagte er sich. Er musste sich entscheiden: Dowler oder die Kinder. Alle konnte er nicht retten.

Ohne Sandrine wäre er erst gar nicht nach Somalia gegangen.

Vor zwei Tagen. Der kleine Junge lag auf der Seite und atmete kaum noch. Das Krankenzelt im Flüchtlingslager Ifo in Dadaab, Kenia, war voll mit Patienten. Die französische Ärztin Dr. Sandrine Delange untersuchte Atmung, Herzschlag und Körpertemperatur des Jungen und regulierte den Tropf, der in seinen dünnen Arm führte.

»Es sieht schlecht aus. Er wird heute noch sterben«, sagte sie auf Englisch zu Scorpion.

»Sind Sie sicher?«

»Sehen Sie sich an, wie dünn seine Oberarme sind. Sie hat ihn zu spät hergebracht.« Sie deutete auf die Mutter des Kindes, die beim Bett hockte und zu der weißen Ärztin aufblickte. »Das Kind hat eine Lungenentzündung und Gastroenteritis infolge der schweren Unterernährung. Das greift das Immunsystem an wie AIDS. Sein kleiner Körper ist zu schwach, um die Infektion zu bekämpfen.«

Sie tippte der Mutter auf die Schulter. Scorpion konnte den Blick nicht von der französischen Ärztin wenden. Sie war schlank und schön, das kastanienbraune Haar achtlos zurückgebunden. Und sie hatte Augen, wie er sie noch nie gesehen hatte: mandelförmig und mehrfarbig, mit einem Goldton um die Pupillen, umgeben von Smaragdgrün und einem äußeren Ring von reinem Blau. Die Augen einer Löwin, dachte er.

»Wie machen Sie das nur?«, fragte er, als sie zum nächsten Bett weitergingen.

»Ich denk nicht viel darüber nach. Ich tu's einfach.« Sie strich sich eine Haarsträhne aus den Augen. »Es kommen immer mehr. Und Sie, David? Wovor laufen Sie weg?«, fragte sie. Scorpion benutzte den Decknamen David Cheyne, ein Amerikaner aus Los Angeles.

»Wie kommen Sie darauf, dass ich weglaufe?« Er musste daran denken, dass Shaefer, der CIA-Stationschef von Bukarest und sein engster Freund im amerikanischen Geheimdienstwesen, das Gleiche angedeutet hatte, als er ihn aus Rom angerufen hatte, bevor er nach Afrika gekommen war. Er und Shaefer hatten einiges zusammen durchgestanden. Sie waren die einzigen Überlebenden eines Hinterhalts der Taliban an der vorgeschobenen Operationsbasis Echo in Nordwaziristan.

»Wo bist du?«, hatte Shaefer gefragt.

»Nicht in Herzlia«, hatte er geantwortet. In der israelischen Stadt nördlich von Tel Aviv befand sich das Hauptquartier des Auslandsgeheimdienstes Mossad. Scorpion hatte damit angedeutet, dass er den Auftrag, den ihm die Israelis und die CIA hatten anvertrauen wollen, nicht angenommen hatte. Als unabhängiger Agent lag die Entscheidung bei ihm. Nach der Mission in der Ukraine wollte er jedoch keinen Auftrag mehr annehmen. »Ich bin fertig damit.«

»So einfach ist das nicht. Du kannst dich nicht einfach umdrehen und gehen«, hatte Shaefer erwidert.

»Ich weiß.«

»Was wirst du tun?«

»Abstand gewinnen«, hatte er geantwortet und nach dem Gespräch sofort einen privaten Waffenhändler in Luxemburg angerufen, den er kannte. Er wollte ausgerüstet sein für den Fall, dass es in Afrika jemand auf ihn abgesehen hatte.

»Viele kommen nach Afrika, weil sie hier etwas Gutes tun wollen. Aber«, hatte Sandrine auf Französisch hinzugefügt, »*tout le monde ici est aussi fuyant.*« Jeder hier läuft zugleich vor irgendwas weg.

Es hatte sie überrascht, dass dieser athletische Amerikaner mit den eigenartigen grauen Augen – über dem rechten hatte er eine auffällige Narbe – Französisch sprach. Aber das war nicht das einzig Rätselhafte an ihm. Er war ganz plötzlich im Lager aufgetaucht. Wenn man ihm Fragen zu seiner Person stellte, antwortete er ausweichend. Doch die Medikamente, die er mit einem Laster hergebracht hatte, waren ein Geschenk des Himmels.

»Sie auch?«, fragte er. *Es ist unmöglich*, dachte er. *Was du für sie empfindest, ist nichts Reales. Es ist viel zu früh dafür.* Eine Ersatzreaktion, nachdem er Irina in Kiew hatte zurücklassen müssen. Doch tief in seinem Inneren wusste er, dass es sehr wohl etwas zu bedeuten hatte.

»Natürlich ich auch. Sonst hätte ich Sie ja nicht danach gefragt.«

Eine Somalierin im *Direh*, einem langen Kleid in leuchtendem Blau und Gelb, kam vorbei und erzählte ihnen von den Kindern, die in Baidoa im Nachbarland Somalia in einer Schule eingeschlossen waren und langsam verhungerten.

Als sie später vor dem Zelt saßen und ein rothaariger Schotte namens Cowell seine, wie er betonte, letzte Flasche Glenlivet herumreichte, meinte Moreau, ein gut aussehender französischer Chirurg mit Dreitagebart: »Es ist *shonde*, was mit diesen Kindern in Baidoa passiert.« Das Swahili-Wort für »Scheiße«.

»Wir könnten doch hinfahren und sie herholen«, schlug Jennifer, eine kanadische Krankenschwester, vor.

»Bist du verrückt?«, erwiderte Cowell. »Dort drüben ist Krieg. Man müsste zwei Frontlinien durchqueren, und das zweimal – hin und zurück. Dazu jede Menge Banditen und al-Shabaab-Kämpfer. Das wäre glatter Selbstmord.«

»Dann bleiben wir also hier und tun nichts«, stellte Sandrine fest, während die letzten Sonnenstrahlen ihr Gesicht erhellten.

»So is' es«, bestätigte Cowell. »Den armen Dingen kann keiner helfen. Die sind im Arsch.«

In diesem Moment wusste Scorpion, warum er nach Afrika gekommen war und was er zu tun hatte. Er verfügte über Fähigkeiten, die die anderen nicht hatten. Fähigkeiten, die er schon in seiner Jugend in der arabischen Wüste entwickelt hatte, und danach bei den U.S. Army Rangers und in der Spezialeinheit Delta Force im Irak und in Afghanistan sowie als Spezialagent der CIA. Nach einer blutigen Operation hatte er die CIA verlassen und als unabhängiger Agent gearbeitet, von dem nur die bestinformierten Kreise im Geheimdienstwesen wussten. Mit etwas Glück – nein, mit ziemlich viel Glück, wie er sich eingestehen musste – würde er vielleicht durchkommen, während es den anderen mit Sicherheit unmöglich war.

In dieser Nacht kam Sandrine in sein Zelt. Er wollte etwas sagen, doch sie legte einen Finger an seine Lippen, drückte ihn zurück auf sein Feldbett und setzte sich auf ihn. Sie küsste sein Gesicht und seine Lippen und arbeitete sich nach unten vor. Schließlich zog sie ihm die Unterhose herunter, fingerte ein Kondom hervor und streifte es ihm über.

*Es ist unmöglich*, dachte er, noch während ihre Lippen ihn zärtlich berührten. Ihm war nicht entgangen, wie die Männer sie ansahen. Man erzählte sich, dass sie den Heiratsantrag eines der reichsten Männer Frankreichs abgelehnt hatte. Ein paar Stunden vorher hatte Moreau ihn dabei ertappt, wie er sie angesehen hatte. »Denk nicht dran«, hatte er ihm geraten.

»Das haben schon viele versucht. Sie ist *d'un abord difficile*.«  
Absolut unnahbar.

Es war unbeschreiblich, wie sie sich anfühlte. Weicher als Seide. Sie war wie eine Droge. Auf seinem Feldbett bewegten sie sich gemeinsam wie im endlosen Rhythmus des Meeres.

»Glaub nicht, dass das etwas zu bedeuten hat«, sagte sie, als sie sich hinterher anzog.

»Warum ich?«

»Wer sonst? Etwa Moreau, der sich für so toll hält und denkt, nur weil er keinen Ehering trägt, wüsste ich nicht, dass er eine Frau und zwei Kinder in Neuilly-sur-Seine hat? Oder Cowell, der sogar mit einem Affen bumsen würde, wenn ihn einer ranließe? Gott, Männer sind solche Idioten.«

»Stimmt. Aber warum ich?«

»Ich weiß, wie sie mich ansehen. Eine weiße Frau in Afrika, die gar nicht übel aussieht...« Sie zuckte mit den Schultern, setzte sich auf die Bettkante und strich sich eine Haarlocke aus den Augen. »Vielleicht liegt es an der Narbe über deinem Auge. Ich weiß es nicht.« Sie stand auf. »Frag eine Frau nicht nach einer Erklärung. Auch wir wissen oft nicht, warum wir etwas tun.«

»Lass das.«

»Was?«

»Erzähl mir keinen Scheiß. Das beleidigt uns beide. Sag mir einfach die Wahrheit. Warum ich?«

Sie musterte ihn, als sähe sie ihn zum ersten Mal. Betrachtete seinen schlanken, muskulösen Oberkörper, die dunklen, zerzausten Haare, die Narben an den Armen und über den Rippen. Sein ruhiges, in sich gekehrtes Wesen.

»Ich will nicht, dass darüber geredet wird«, gestand sie.



»Du scheinst mir einer zu sein, der ein Geheimnis bewahren kann.«

Er lächelte in sich hinein. Wenn man bedachte, dass er erst vor sechs Wochen nackt in einer Gefängniszelle in der Ukraine gelegen hatte und gefoltert worden war, dass er nur noch auf eine Kugel in den Hinterkopf gewartet hatte, so lag sie mit ihrer Einschätzung sicher nicht ganz falsch.

Sie wandte sich zum Gehen und blickte noch einmal zu ihm zurück, bevor sie das Zelt verließ.

»Sehen wir uns morgen früh?«, fragte sie.

»Da bin ich schon weg. Ich habe ein paar Dinge zu erledigen.« In Gedanken ging er bereits durch, was er benötigte, um nach Baidoa durchzukommen.

»Ich hab recht gehabt. Du läufst weg«, stellte sie fest. Einen Moment lang sah er ihre Umrisse noch vor dem Sternenhimmel, dann war sie verschwunden.

»Nein, ich gehe weg«, sagte er zu sich selbst.

Dennoch war er nicht darauf vorbereitet, was ihn in Baidoa erwartete. Rings um die Stadt wurde gekämpft, und Baidoa selbst wurde von al-Shabaab-Milizen aus dem Mirifle-Clan beherrscht. Nur mit ausreichend Bestechungsgeld ließen ihn die Soldaten der Afrikanischen Union und von al-Shabaab passieren. Die betreffende Schule war ein einstöckiges Betongebäude an einer Erdstraße im hügeligen Isha-Viertel. So wie die meisten Häuser in der Stadt war auch dieses von Einschusslöchern übersät.

Rings um das Gebäude lagen über ein Dutzend Leichen. Frauen, Kinder, ein Soldat ohne Schuhe, aufgedunsen in der glühenden Sonne. Der Gestank war unbeschreiblich. Eine Frau schien vergewaltigt worden zu sein, bevor man sie

getötet hatte. Ihr Kleid war bis zum Hals hochgeschoben, und zwischen ihren nackten Beinen klebte eingetrocknetes Blut. Scorpion bedeckte sie mit ihrem Kleid, bevor er weiterging.

In der Schule war der Geruch noch schlimmer. Jungen im Alter von drei bis zehn oder elf Jahren lagen in einem großen Raum auf dem Betonboden. Manche rührten sich, aber die meisten lagen reglos da. Sie waren furchtbar dünn und lagen in Pfützen aus Urin und Exkrementen. Manche waren offensichtlich tot. Die Wände trugen die Spuren von Einschüssen und waren von aufgesprützten Slogans in Arabisch bedeckt: »Tod der Afrikanischen Union!«

Ein etwa zehnjähriger Junge in Shorts kam barfuß auf ihn zu, eine leere Plastikschüssel in der Hand.

»Ma'a«, bat er. Wasser.

»Ich hole welches«, versprach Scorpion auf Arabisch. »Wie heißt du?«

»Ghedi«, antwortete der Junge und berührte die Hand des weißen Mannes, wie um sich zu vergewissern, dass er echt war. Auch andere Jungen begannen sich zu rühren. Einer kroch auf Scorpion zu. Der ging über den Flur zu einer einfachen Küche mit einem Waschbecken. Eine handtellergroße Echse huschte aus dem Becken. Er drehte den Wasserhahn auf, doch es kam nichts. Jemand zupfte ihn am Ärmel. Der kleine Ghedi schaute zu ihm auf.

»Wo sind die Mädchen?«, fragte Scorpion.

Der Junge deutete auf eine Tür.

Scorpion öffnete sie und trat in einen Raum, der von einem Sonnenstrahl erhellt war, der durch ein Loch in der Decke hereinfiel. Hier waren die Mädchen versammelt. Einige lagen ausgestreckt in ihrem Kot, andere saßen auf dem Boden.

Sie trugen leuchtend blaue Direhs. Schuluniformen, dachte Scorpion, während sie sich um ihn scharten wie Küken um die Henne.

»Kommt mit.« Er führte die Mädchen durch den Raum der Jungen und ins Freie hinaus. Dort holte er zwei Hände voll Wasserflaschen aus seinem Wagen.

»Sie dürfen halb verhungerte Kinder nicht überfüttern. Vor allem am Anfang«, hatte Sandrine ihn an seinem ersten Tag im Triage-Bereich gewarnt, wo die jungen Patienten nach der Dringlichkeit ihres Zustands eingeteilt wurden. »Ihr Stoffwechsel ist völlig zusammengebrochen. Zu viel Protein würde die Leber noch mehr schädigen, möglicherweise irreparabel. Man fängt mit ganz wenig Wasser an, am besten mit Elektrolyten, und je nach der Größe des Kindes einen Erdnussbutterriegel. *Pas plus.*« Nicht mehr. »Nur um sie am Leben zu erhalten, bis wir uns um sie kümmern können.«

Die nächsten Stunden verbrachte er damit, den Kindern zu essen und zu trinken zu geben. Ein wenig von dem kostbaren Wasser verwendete er auch dafür, sie notdürftig zu waschen. Unter einer Kunststoffplane setzte er die Kinder auf die Ladefläche des Trucks, nachdem er zuvor eine große Decke ausgebreitet hatte. Von den vierundzwanzig Kindern, die sich ursprünglich in der Schule befunden hatten, waren nur noch sechzehn am Leben. Der kleine Ghedi half ihm, den Abtransport zu organisieren, und ein etwas älteres Mädchen namens Nadifa, ein hübsches Ding mit einem schüchternen Lächeln, half ihm, die anderen Mädchen zu waschen.

Und er hätte es beinahe geschafft. Es waren nur noch etwa vierzig Kilometer bis zur Kreuzung bei Bilis Qooqaani und dann etwa neunzig Kilometer geradeaus auf einer asphaltier-

ten Straße bis zur kenianischen Grenze. Wäre bloß die verdammte Straßensperre nicht gewesen, und dieser Idiot Dowler, dachte Scorpion, als er das irre Funkeln in Khalafs Augen sah.

Khalaf zog Dowler an den Haaren auf die Knie hoch. Einen Moment lang stand er mit dem Messer in der Hand da, dann warf er es Scorpion vor die Füße.

»*Yallah*. Du machst es. Schneid ihm den Kopf ab«, befahl der Somalier.

»Ich bin sicher, jemand würde viel Geld für den *Ingilizi* zahlen«, gab Scorpion zu bedenken. »Lass es mich versuchen.«

»Sieh dir sein Gesicht an. Die Brandnarben. Die westlichen Medien und Al Jazeera würden schlimme Dinge über uns verbreiten.« Khalaf machte eine wegwerfende Geste, die in Somalia Nein bedeutete. »Er muss sterben.«

»Dann tu es selbst«, knurrte Scorpion. *Fahr zur Hölle, du durchgeknalltes Arschloch*, dachte er.

»Nein, du machst es.« Khalaf sah ihn drohend an. »Oder willst du ihn begleiten?« Die beiden Bewaffneten richteten ihre Gewehre auf Scorpion. »Ich nehme die Kinder. Zwei Jungen sind alt genug, um zu kämpfen. Die anderen ...« Er zuckte mit den Schultern. »Die Mädchen müssen ja nicht als Jungfrauen sterben.«

*Er lügt*, entschied Scorpion. Er will mich so oder so nicht am Leben lassen. Er kann keine Zeugen gebrauchen. Aus dem Augenwinkel sah er einen der Bewaffneten hinter seinem Tuch grinsen. Das waren nur sadistische Spielchen, die Khalaf mit ihm trieb.

Scorpion hob das Messer auf und setzte es Dowler an die Kehle. Er musterte die beiden al-Shabaab-Kämpfer. Wel-

cher war der Langsamere? Der Kleinere kaute noch an seinen Kathblättern. Seine Wangen blähten sich wie die eines Backenhörnchens. *Er ist mit den Gedanken woanders*, dachte Scorpion und trat in Aktion.

Mit einer blitzschnellen Drehung schnitt er Khalaf die Kehle durch, warf das Messer und traf den größeren Kämpfer in den Bauch. In dem Moment, als er das Messer losließ, warf sich Scorpion zur Seite, zog sein Hosenbein hoch und riss die Glock aus dem Knöchelholster.

Der kleinere Milizionär schwenkte die AK-47 herum, konnte jedoch nur zweimal abdrücken, ohne Scorpion zu treffen. Der feuerte im Liegen und jagte dem Mann eine Kugel in die Stirn. Scorpion trat zu dem verwundeten Soldaten, der sich das Messer aus dem Bauch gezogen hatte und die Blutung mit einer Hand zu stoppen versuchte, während er mit der anderen sein Gewehr hob. Scorpion schoss ihm in den Hals und riss ihm das Gewehr aus der Hand.

Dann zog er Dowler am Arm hoch.

»Lauf, verdammt«, brummte er, schnappte seinen Rucksack und zog den Engländer im Laufschrift mit sich zum Wagen.

Sechzig Meter.

Dowler stolperte bei dem Versuch, mit ihm Schritt zu halten. Scorpion erspähte etwa ein Dutzend al-Shabaab-Kämpfer nicht weit von seinem Pick-up entfernt. Sie fragten sich, woher die Schüsse gekommen waren.

Noch fünfzig Meter.

Ein Soldat erblickte die zwei weißen Männer, die zum Wagen rannten, und rief den anderen etwas zu.

Vierzig Meter.

Dowler stolperte schwer atmend, fing sich wieder und tau-

melte hinter Scorpion her. Zwei, drei Soldaten an der Straße hoben ihre AK-47 an die Schulter.

Dreißig Meter.

»Ich schaff's nicht«, keuchte Dowler.

»Okay. Dann lass ich dich hier«, schnappte Scorpion und riss im Laufen die AK-47 hoch.

Zwanzig Meter.

Neben ihm schlugen die Kugeln in den Sand ein. Scorpion ließ sich auf ein Knie nieder und feuerte eine Salve auf die drei al-Shabaab-Kämpfer ab. Nacheinander sanken sie getroffen in den Sand, und zwei weitere flüchteten sich in Deckung. Scorpion packte Dowler am Hemd und rannte weiter zum Pick-up, wo einer der älteren Jungen von der Ladefläche hervorlugte. Als er die beiden weißen Männer heranstürmen sah, duckte er sich schnell.

Noch zehn Meter.

Ein Soldat tauchte plötzlich beim Wagen auf, und Scorpion feuerte im Laufen, verfehlte ihn zunächst, traf ihn aber mit dem zweiten Schuss in die Brust. Er riss die Autotür auf und sprang ins Fahrerhaus, während die Kugeln gegen die Seite des Pick-ups schlugen. Als er den Zündschlüssel umdrehte, zog sich Dowler schwer atmend auf den Beifahrersitz hoch, auf dem der kleine Ghedi saß. Der Engländer nahm den Jungen auf den Schoß, während der Wagen auf die Straße schlitterte.

Scorpion drückte das Gaspedal bis zum Anschlag durch, doch das Heulen des Motors wurde von dem Geschosshagel übertönt, der auf den Wagen einprasselte. Eine Kugel schlug ein Loch in die Windschutzscheibe. Der Tacho kletterte auf 135 km/h – mehr ließ sich aus dem Gefährt nicht herausholen.

Der Pick-up holperte über die unebene Straße, und Scorpion hörte die Schreie der Kinder, die auf der Ladefläche durcheinandergeschüttelt wurden.

»*Tabrir kala!*«, rief Scorpion ihnen zu. Haltet euch fest!  
»Bist du verletzt?«, wandte er sich an Dowler.

Der Engländer blickte auf seinen Körper hinunter, als gehöre er zu einem anderen. In den Außenspiegeln tauchten mehrere Trucks voller Milizionäre auf, die sie verfolgten und aus allen Rohren feuerten.

»Ich bin okay. Wer sind Sie?«

»Amerikaner.« Scorpion gab ihm die AK-47. »Hast du schon mal so eine in der Hand gehabt?«

Dowler schüttelte den Kopf.

»Halt sie aus dem Fenster. Aber gut festhalten – sie schlägt aus. Ziel auf einen Wagen und drück ab. Aber schieß um Himmels willen nicht auf die Kinder.«

»Ich kann froh sein, wenn ich mich nicht selbst erschieße.«  
Dowler beäugte die Waffe wie etwas Außerirdisches.

»Egal. Die sollen bloß wissen, dass wir bewaffnet sind«, erklärte Scorpion und hielt das Gaspedal durchgedrückt, während er mit einer Hand in das Fach hinter dem Fahrersitz griff. Dowler feuerte eine Salve ab. Das Gewehr wurde vom Rückstoß hochgerissen, und eine Kugel schlug um ein Haar ins Dach des Fahrerhauses ein. Ein Kugelhagel aus einem Truck, der sie beinahe eingeholt hatte, prasselte auf den Pick-up ein, und ein Geschoss piff knapp an Scorpions Kopf vorbei. Hinten auf der Ladefläche hörte er ein Kind schreien.

*Herrgott! Eins ist getroffen*, dachte er und zog das FAD-Sturmgewehr aus dem Fach.

»Halt das Lenkrad!«, rief er Dowler zu und lud eine 40-mm-

Granate in den Granatwerfer, der an das Sturmgewehr montiert war.

»Großer Gott!«, rief Dowler aus. »Woher hast du das Ding?«

»Peru.« Er beugte sich über Dowler, um die Waffe auf die Verfolger zu richten, während sie über die unebene Straße rasten. Der Wagen war nur noch etwa zwanzig Meter entfernt, und die Milizionäre feuerten eine Salve nach der anderen aus ihren Automatikwaffen ab. Scorpion zielte auf den Fahrer, drückte den Abzug und duckte sich. Der Truck zerbarst in einer mächtigen Explosion, deren Wucht ihren eigenen Wagen zur Seite riss.

Scorpion packte das Lenkrad, um das Fahrzeug unter Kontrolle zu bekommen. Erneut drückte er Dowlers Hand auf das Lenkrad, lud den Granatwerfer durch und lehnte sich aus dem Fahrerfenster. Neben ihm schlugen die Kugeln ein – eine zertrümmerte den Außenspiegel. Er feuerte die Granate in die Windschutzscheibe des nächstgelegenen Verfolgers, und der Wagen detonierte ebenfalls. Die Druckwelle schüttelte den Pick-up so heftig durch, dass Scorpion beinahe aus dem Fenster flog. Er fing sich und feuerte eine Salve auf ein weiteres Fahrzeug ab, das von der Straße ausgeschert war, um dem Feuer auszuweichen.

Scorpion übernahm das Lenkrad wieder, und Dowler startete ihn ungläubig an.

»Wer zum Teufel bist du?«, stammelte der Engländer.

Scorpion blickte in den verbliebenen Außenspiegel. Sie wurden nur noch von einem Fahrzeug verfolgt, das mindestens zweihundert Meter hinter ihnen war und auf Abstand blieb. Möglicherweise kontaktierten sie ihre Kameraden, um die Straße abriegeln zu lassen.



Scorpion warf einen Blick auf die Benzinanzeige. Nicht ganz viertel voll. Es war ohnehin ein Wunder, dass keine Kugel den Tank getroffen hatte. Es waren noch mindestens hundert Kilometer bis zur kenianischen Grenze. Er versuchte, den Benzinverbrauch abzuschätzen. Bei ihrer momentanen Geschwindigkeit würden sie mit einem Liter etwa fünf Kilometer weit kommen. Es würde verdammt knapp werden.

Der kleine Ghedi sah ihn mit großen Augen an. Scorpion traute dem Jungen mehr zu als Dowler und gab ihm die FAD.

»*Ara ko'daisa*«, erklärte er ihm. Halt das.

Dowler starrte ihn ebenfalls ungläubig an. »Ich muss mich wohl bedanken. Du hast mir wahrscheinlich das Leben gerettet«, murmelte er.

Selbst wenn sie die Grenze erreichten, war seine Zeit in Afrika abgelaufen – und damit auch das, wovon er vielleicht mit Sandrine geträumt hatte. CNN, Al Jazeera und die übrigen Medien würden sich auf den Vorfall stürzen wie Fliegen auf einen Kuhfladen. Er konnte nicht zulassen, dass sein Gesicht im Fernsehen gezeigt wurde. Sobald er die Kinder nach Dadaab gebracht hatte, musste er verschwinden. Nicht einmal verabschieden würde er sich können. Er würde sie nie wiedersehen.

»Vergiss es«, brummte er dem Engländer zu.

Doch er sollte sich täuschen. Etwas, das sich in diesem Moment in einer Stadt auf einem anderen Kontinent ereignete, würde seine Pläne auf den Kopf stellen und ihn seine Entscheidung, nie wieder eine Mission zu übernehmen, zurücknehmen lassen.

## 2

### **Bern, Schweiz**

Das Mädchen war der entscheidende Faktor. Sie und das richtige Timing. Sie hatten höchstens neun Minuten für ihr Vorhaben. Realistisch betrachtet, wahrscheinlich nur sieben, bevor die Kantonspolizei anrückte und sie in der Falle saßen, dachte Scale. Selbst wenn seine Straßensperren und die Sprengsätze planmäßig funktionierten.

Er hatte Wochen benötigt, um das Ziel zu studieren und einen Plan auszuarbeiten, den der Gärtner absegnen würde. Das Problem war, dass sie es mit einer wahren Festung zu tun hatten. Ihm war klar, dass er bei dem Angriff viele, wenn nicht alle seine Leute verlieren würde. »Die eigentliche Frage, *baradar*«, Bruder, hatte der Gärtner festgehalten, »ist nicht, ob es zu schaffen ist, sondern ob *du* es schaffst.« Der Gärtner fixierte ihn mit seinen fast kohlschwarzen Augen, die für viele das Letzte waren, was sie in ihrem Leben sahen, und selbst Scale überlief es dabei eiskalt.

Der Gärtner selbst hatte ihm seinen Decknamen gegeben – er bezog sich auf die auffällig gezeichneten Schuppen der Sandrasselotter, der gefährlichsten Giftschlange im Nahen Osten. Der Name gefiel ihm. Er war eher klein und schwächling. Groß waren nur seine Hände, die aussahen, als würden sie zu einem viel stattlicheren Mann gehören. Er hatte seit jeher

daran gearbeitet, seine Hände zu kräftigen, bis sie so stark waren wie Schraubstöcke. Als Kind hatten ihn die anderen ignoriert oder sich über ihn lustig gemacht. Er konnte sich nicht erinnern, in seiner Jugend je einen richtigen Freund gehabt zu haben. Doch heute machte sein Name den anderen Angst, selbst den Angehörigen seines eigenen Teams, dachte er und wandte sich wieder seiner Aufgabe zu.

Die amerikanische Botschaft in Bern lag in der Sulgeneckstraße 19 im Monbijou-Quartier. Es war ein fünfstöckiges weißes Gebäude in einer weitläufigen Anlage, die von einem hohen schmiedeeisernen Zaun umgeben war. Betonbarrieren in der Auffahrt sollten einen Anschlag mit einer Autobombe verhindern. Draußen war rund um die Uhr ein Polizist mit einem SIG-Sturmgewehr postiert. Der einzige Weg hinein führte zu Fuß an ihm vorbei. Beim Zufahrtstor musste man an einem amerikanischen Wachhaus vorbei, wo Besucher aufgefordert wurden, ihre Taschen zu leeren, und mit einem Röntgenscanner durchleuchtet wurden, bevor man ihnen gestattete, sich vor dem Gebäude anzustellen. Gepäck, Rucksäcke oder Handtaschen waren grundsätzlich verboten.

Wenn man das Wachhaus hinter sich hatte, gelangte man auf einem überdachten Weg zum Gebäude, wo man zwei weitere Sicherheitskontrollen zu passieren hatte. Alle Zugänge zum Haus wurden ebenso von Kameras überwacht wie das gesamte Innere. Rund um die Uhr waren sechs United States Marines als Sicherheitskräfte im Einsatz.

Selbst wenn man es schaffte, alle Sicherheitsvorkehrungen zu umgehen und die Marines auszuschalten, blieben einem etwa sieben Minuten, bis die Kantonspolizei eintraf und alle Fluchtwege abschnitt.

Das Mädchen hieß Liyan. Sie war eine zweiundzwanzigjährige Studentin mit schönen dunklen Augen, schlank und so attraktiv, dass sie die Aufmerksamkeit der Sicherheitsleute zumindest für zwei, drei Sekunden auf sich ziehen würde. Sie durfte in keiner Weise verdächtig wirken, musste westliche Kleidung tragen und sexy aussehen. Ihre Eltern waren syrische Kurden aus Aleppo. Scale hatte ihr erzählt, er sei vom syrischen Geheimdienst, der Liyans Bruder während des Arabischen Frühlings festgenommen hatte. Scale drohte, dass sie ihn erschießen würden, wenn sie nicht kooperierte.

Keine leere Drohung – denn die Kontakte des Gärtners innerhalb des Geheimdienstes hatten bestätigt, dass ihr Bruder bereits tot war.

Ebenfalls gelogen war, dass sie lediglich die Aufgabe hatte, den Plastiksprengstoff, der so geformt war, dass er sich an die Rundungen ihres Körpers schmiegte, in das Gebäude zu schmuggeln. Keine Kugellager, keine Nägel, nichts, was die Metalldetektoren aufspüren würden. Sie ging davon aus, dass sie den Sprengsatz in einer Toilette deponieren würde, damit Scales Leute ihn dort einsetzen konnten. In Wahrheit würde sie den Anschlag nicht überleben. Falls es den Behörden wider Erwarten gelingen sollte, ihre Überreste zu identifizieren, würde man den Syrern oder den Kurden die Schuld geben.

Heute war er von der Blauen Zone in der Rainmattstraße zu Fuß hergekommen. Er warf einen letzten Blick auf das Botschaftsgebäude, das ihn wochenlang beschäftigt hatte. Auf dem Dach und an den Wänden erspähte er mindestens ein Dutzend Kameras, doch es gab bestimmt noch mehr. Jede seiner Bewegungen wurde auf Aufnahmen festgehalten, die man später bis ins kleinste Detail analysieren würde. Seine Leute

warteten in einem SUV um die Ecke. Die beiden anderen Fahrzeuge, ein Van und ein alter Bus, standen ebenfalls bereit – beide vollgepackt mit Plastiksprengstoff, Kunstdünger und Diesel. Sie würden Straßensperren bilden, eine an der Kapellenstraße, die andere an der Kreuzung Schwarztorstraße, um die Kantonspolizei zumindest kurzfristig aufzuhalten. Der Rest hing vom richtigen Timing und von Liyan ab.

In sieben Minuten – *Inschallah*, so Gott will – würde er es entweder geschafft haben oder tot sein, dachte er, während er die Straße überquerte. Er griff sich an den falschen Schnauzbar, an die Latexnase und die Sonnenbrille und drückte den Knopf an seiner Uhr, um den Countdown zu starten.

Mit einem freundlichen Lächeln nickte er dem Schweizer Polizisten zu, der ihn kaum ansah. Sobald er hinter dem Mann war, zog er seine Beretta 92FS mit Schalldämpfer und tötete ihn mit einem einzigen Schuss in den Hinterkopf. Mit ein paar schnellen Schritten war er beim Wachhaus, wo sich der Sicherheitsmann gerade von seinem Bildschirm abgewandt hatte. Scale schob seine Hand mit der Waffe unter der kugelsicheren Glasscheibe hindurch und schoss dem Mann ins Gesicht. Während er auf das Gebäude zueilte, hörte er jemanden in der Schlange der Nicht-US-Bürger aufschreien und im nächsten Augenblick die Geräusche seiner Leute, die ihm folgten. Dann vibrierte sein Handy.

Scale warf sich auf den Boden. Die Zündung war auf zwei Sekunden Verzögerung eingestellt, und als er auf dem Boden landete, explodierte die Frontseite des Gebäudes mit unglaublicher Wucht. Bruchstücke, Glasscherben und Körperteile schossen wie Granatsplitter über ihn hinweg. Seine Ohren dröhnten, die Luft war erfüllt von Staub und dem Geruch von

Sprengstoff, verbranntem Fleisch und verschmortem Metall. Als er aufstand und sich umdrehte, sah er seine Leute aufspringen, die Gesichter mit Sturmhauben verhüllt, die HK G36K Sturmgewehre im Anschlag.

Er zog sich die Sturmhaube über und sah auf die Uhr. Noch sechs Minuten und achtundzwanzig Sekunden.

»Come on!«, rief er auf Englisch – der einzigen Sprache, in der sie sich während des Angriffs verständigen durften – und rannte auf die riesige Öffnung zu, die an der Stelle klaffte, wo sich zuvor die Tür und die Kontrollstelle befunden hatten.

Sie stürmten in das Gebäude. Die Lobby war ein Schlachtfeld, überall waren Trümmer und Körperteile verstreut, und der Sicherheitsposten mit Metalldetektor war völlig zerstört. Bei der Tür am anderen Ende lag ein U.S. Marine, der verzweifelt versuchte, sich zu bewegen. Von dem Mädchen, Liyan, war nur noch ein blutiger Fuß in einem Stöckelschuh übrig. Scale ging hinüber und schoss dem Marine eine Kugel in den Kopf. Er gab seinen Männern ein Zeichen. Sie hatten fünf Stockwerke zu durchkämmen und mussten dementsprechend schnell vorgehen. Bevor er die Lobby verließ, zog Scale einen kleinen Sprengsatz aus der Jackentasche und legte ihn neben die Öffnung, durch die die Einsatzkräfte das Haus betreten würden.

Sie eilten zur Treppe. Zwei Mann für jedes Stockwerk. Scale gab Hadi ein Zeichen, den er an seiner blauen Sturmhaube erkannte, und eilte mit ihm zum zweiten Sicherheitsposten, der ebenfalls mit einem Metalldetektor ausgerüstet war. Die Tür flog auf, und ein Marine mit einem M4-Karabiner stürmte heraus. Seine Augen wurden groß, doch bevor er reagieren konnte, schoss ihn Hadi nieder. Um sicherzugehen,

jagte ihm Scale eine Kugel in den Kopf. Er nahm die M4 des Toten an sich und schaltete auf Automatik. Vier Marines hatten sie bereits außer Gefecht gesetzt: einen im Wachhaus, zwei beim Sicherheitsposten und nun diesen. Blieben noch zwei.

Im Empfangsbereich sahen sie vier Zivilisten – drei Männer und eine ältere Frau –, die zur Tür eilten. Er und Hadi feuerten gleichzeitig. Mit zwei Salven waren sie erledigt. Aus den höheren Stockwerken waren nun ebenfalls Schüsse zu hören. Scales Leute eilten von einem Büro zum nächsten und töteten alle, die ihnen unterkamen.

Er signalisierte Hadi, den Flur zu durchkämmen, und blickte in dem Wissen, dass sein Gesicht hinter der Sturmhaube nicht zu erkennen war, zu einer Sicherheitskamera auf. »*Kir tu kunet*«, fluchte er leise und trat nach den Toten am Boden. Die Frau atmete noch. Er drückte noch einmal ab, ehe er die Treppe hinaufstieg und auf seine Uhr sah.

Noch fünf Minuten.

Im zweiten Stock wurde offenbar gekämpft. *Die beiden letzten Marines*, dachte er. Er ignorierte die Schüsse und eilte weiter in den dritten Stock. Die beiden ersten Büros waren leer, doch im dritten fand er fünf Leute. Drei Männer standen mit erhobenen Händen da, eine junge Frau kauerte hinter der Couch, und eine zweite Frau versteckte sich hinter dem Schreibtisch. Zuerst tötete er die Männer, dann die Frau hinter der Couch. Die andere versuchte zu fliehen, und er schoss ihr in den Rücken. Sie wand sich am Boden, und er drückte noch einmal ab.

Im nächsten Büro war eine attraktive Blondine damit beschäftigt, Papiere in den Reißwolf zu stecken. Als er eintrat, erstarrte sie.

»Bitte nicht«, stammelte sie mit zitternden Lippen. »Ich tu alles, was Sie wollen.«

»Ich weiß.« Er winkte sie zu sich. »Wo sind die Büros der CIA?«

»Im fünften Stock«, antwortete sie und kam hinter dem Schreibtisch hervor.

Er roch ihr Parfüm. Fliederduft. Sie war wirklich hübsch, trug eine weiße Bluse und einen eleganten grauen Rock. Von den anderen Etagen waren Schreie und Schüsse zu hören. Das Donnern einer Granate aus dem Stockwerk unter ihnen ließ den Fußboden erzittern. Hoffentlich waren damit die beiden Marines erledigt.

Das Gewehrfeuer verstummte. *Sie haben sie erwischt*, dachte Scale.

»Welche Büros?«

»Alle. Sie haben das ganze Stockwerk«, erklärte die Frau.

»Sonst noch was?«

Sie schüttelte den Kopf, und eine Träne bildete sich in ihrem Augenwinkel.

»Es wird alles gut«, sagte er sanft und erschoss sie mit dem M4-Karabiner.

Er tötete noch vier Leute in diesem Stockwerk, ehe er auf der Treppe mit Hadi und Maziar zusammentraf, dessen Sturmhaube rot gestreift war.

»Haben wir jemanden verloren?«, fragte Scale, während sie nach oben eilten.

»Drei Mann. Jalal, Mohsen und Ashkan«, berichtete Hadi.

»Die Marines. *Madar sagan*«, fluchte Maziar. Hundesöhne.

»Wir haben alle zwei getötet.«

»Sprich nur Englisch«, zischte Scale und sah auf seine Uhr.



Nur noch eineinhalb Minuten. »Ihr übernehmt das nächste Stockwerk«, befahl er und sprintete selbst in das oberste Geschoss weiter.

Oben angekommen, hörte er Schüsse aus der Etage unter ihm. Hadi und Maziar, dachte er. Er trat in den Flur und wurde beinahe von einer Kugel getroffen. Schnell wich er zurück und warf sich auf den Boden.

Plötzlich wurde das Gebäude von einer ungeheuren Explosion erschüttert, die Wände und Fenster erzittern ließ. Sie kam von der Kapellenstraße. Die Straßensperre. Ihm lief die Zeit davon. Wie lange würde die Sperre sie aufhalten?

Der Schuss war von der linken Seite des Flurs gekommen. Jemand feuerte aus einer Bürotür, dachte Scale und zog den Stift aus einer russischen F-1-Handgranate. Etwa vier Meter, schätzte er, warf die Granate und zählte. Als sie nach dreieinhalb Sekunden detonierte, stürmte er vor und feuerte mit der M4.

Zwei Tote lagen in der Tür, die weißen Hemden rot verfärbt, einer mit einer S&W-Pistole in der Hand. Scale nahm sich die übrigen Büros vor und ging immer nach derselben Methode vor. Tief geduckt stürmte er durch die Tür und suchte den Raum ab. Nur in einem Büro stieß er auf Widerstand. Eine weitere Granate setzte die Männer außer Gefecht. In diesem Stockwerk tötete er insgesamt vierzehn Leute, den Letzten in einem Eckbüro mit einem Namensschild an der Tür: Michael Brand, Hauptverbindungsoffizier. Dahinter stand natürlich die CIA, dachte er. Brand war ein stattlicher Mann. Er lag auf dem Teppich, drückte die Hand auf die Wunde in der Brust und starrte Scale finster an.

»Wer sind Sie?«, fragte Brand.



Andrew Kaplan

**Scorpion: Verrat**

Thriller

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 416 Seiten, 11,8 x 18,7 cm  
ISBN: 978-3-453-41900-1

Heyne

Erscheinungstermin: Oktober 2016

Scorpion, Ex-Agent und jetzt freischaffender Vollstrecker, jagt einen Feind ohne Gesicht ... Eine schwerbewaffnete Spezialeinheit überfällt die amerikanische Botschaft in der Schweiz und entwendet hochbrisante Geheimdaten. Die CIA wendet sich an die tödlichste Waffe, die einst für sie arbeitete: Scorpion. Doch Scorpion weigert sich, für den Geheimdienst zu arbeiten - bis er erfährt, dass die geklauten Daten seine wahre Identität enthüllen können: »Der Gärtner«, einer der weltweit gefährlichsten Terroristen, will seinen Kopf ...



[Der Titel im Katalog](#)